

Die Ruine als Herausforderung

Johanniskirche Brandenburg an der Havel. Erforschung – Sicherung – Restaurierung. Bearb. v. Marcus Cante/Joachim Müller u. a. m. (Arbeitshefte des Brandenburgischen Landesamtes für Denkmalpflege und Archäologischen Landesmuseums, Nr. 43). Worms, Wernersche Verlagsgesellschaft 2017. 167 S., zahlr. Abb. und Pläne. ISBN 978-3-88462-373-2. € 34,80

BEWAHREN – ERGÄNZEN – WEITERDENKEN

Den Bau, seine Bedeutung und Geschichte würdigen neun Beiträge. Der nützlichen Auflistung der Bau- und Nutzungsdaten folgt eine detaillierte Darlegung durch Katrin Witt (Stadt Brandenburg, Untere Denkmalschutzbehörde, 15–29) mit der Ansiedlung des Franziskanerordens im 13. Jahrhundert von Ziesar nach Brandenburg, der Errichtung eines einfachen einschiffigen Baues, der aber mit den Jahren stets Erweiterungen und Umbauten erfuhr, einschließlich eines auffallend ausladenden Polygonalchores. Wölbung und Glockenturm kamen später hinzu. Gefahren drohten aber immer wieder wegen der unsicheren Bodenbeschaffenheit. Diese erste Gründung, mit Um- und Anbauten bedeutender Art, wurde nach der Reformation in der Nutzung verändert. Seit 1561 nutzte die Evangelisch-Reformierte Gemeinde den Bau. Die Klostergebäude wurden jedoch 1865 gänzlich abgebrochen und durch einen Neubau ersetzt. Seitdem besteht die heutige isolierte Situation. Am 31. März 1945 kam es dann zum schweren Bombenschaden, der besonders den Westteil, also das Westjoch und die ganze Fassade betraf. Eine kirchliche Nutzung, freilich nur im Seitenschiff, war erst ab 1948 wieder möglich. 1986 stürzten der Dachstuhl und das Gewölbe des Schiffes ein. Die Kirche war seitdem Ruine und den Zerstörungen der Zeit ausgesetzt. Zudem war sie auch statisch geschwächt durch Bodensenkungen, so dass später weitere Einstürze hinzukamen. 1948 war sie der reformierten Gemeinde übereignet worden, die mit den Folgekosten aber deutlich überfordert war. 1968 drohte gar der Abbruch wegen hypertropher Neugestaltungspläne für die ganze Innenstadt. 1984 wurde die Kirche wegen Schäden gesperrt. Man erwog auch Teillösungen mit Integration der Ruine, ähnlich wie bei vielen anderen vergleichbaren Problembauten der Zeit. Bürgerliche Kreise, z. B. im Kulturbund, dessen Wirken heute viel zu wenig gewürdigt wird, wandten sich gegen den Ab-

Die ehemalige Franziskanerkirche St. Johannis in Brandenburg an der Havel steht für jenes freudige Empfinden, mit dem man Baudenkmale, die man vor 1989 noch im desolaten Zustand kannte, nun – oft nach quälenden Bemühungen – gerettet wieder sieht. Die jüngste Publikation des zuständigen Landesamtes für Denkmalpflege in Brandenburg zeichnet die Wege hierfür nach. Dessen Mitarbeiter Marcus Cante hatte schon 1994 den einschlägigen Inventarband der *Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland* bearbeitet und den Zustand der Kirche zu Beginn der aktuellen Restaurierung dokumentiert. Er stellt dem nun vorliegenden Band eine ausführliche Datenliste mit Bildern voran (9–14) für die Stadt, das Kloster und die Kirche. Er dokumentiert die durch die DDR-Vergangenheit bedingte Situation (Abb. 1 und 2) – einschließlich der erst nach 1990 möglichen Notlösung einer Hilfskonstruktion. Alle einschlägigen Themen zum Bau und seiner Geschichte wie auch der ehemaligen Klosteranlage sind versammelt sowie sämtliche Aspekte seiner Rettung und Restaurierung und auch der künstlerischen Leistung bei der unumgänglichen Neugestaltung im Zusammenhang mit der Nutzbarmachung der Ruine.

bruch. Hoffnung bestand nur noch auf den Erhalt ruinöser Teile.

Mit der Goldgräberstimmung nach der politischen Wende entstanden neben ernsthaften Bemühungen z. T. auch höchst spekulative Ideen privater Investoren, die heute grotesk erscheinen. 1991 kam es dann aber zumindest zu einer aussteifenden Gerüstkonstruktion zur Sicherung, mit einem Flachdach, ein Bild, das man viele Jahre lang zu sehen sich gewöhnt hatte. Schließlich wurde die Kirche von der Stadt übernommen. Erstes Hauptproblem war weiterhin die Gründungs-Problematik und der dadurch entstandene verwundene Schiefstand der Wände. Die Lösung konnte nur durch eine Tiefgründung erfolgen. Licht im Tunnel wurde erst im Zusammenhang mit der Bundesgartenschau 2015 sichtbar, also der Aufnahme in die Präsentation in der Gruppe der Havelstädte, in welche die Rettungsmaßnahmen eingebunden werden konnten, mit hin auch die Mittelbeschaffung. 2010 kam es zu einer ersten Ideensammlung. Den Zuschlag bekam das Brandenburger Büro Dr. Krekeler. Fördermittel flossen aus dem Programm „Städtebaulicher Denkmalschutz“. Soweit die Schilderung der historischen Rahmenbedingungen. All dies zeigt sich am Bau

heute deutlich, an dem sämtliche „Narben“ der Vergangenheit sichtbar sind.

Die bauforscherischen und umfangreichen restauratorischen Aspekte, Teil einer effektiven Anamnese und Diagnose, finden sich im Mittelteil des Buches, in fachlichen Einzelbeiträgen: Joachim Müller und Dietmar Rathert referieren zur archäologischen Untersuchung der Kirche und deren historischem Umfeld (40–68), sie dokumentieren mustergültig die Ergebnisse der Baugrunduntersuchungen und bieten damit gleichsam den Blick durch ein Fenster in die Vergangenheit der ganzen Umgebung der Kirche. Dem schließt sich Dirk Schumanns ausführliche Schilderung der Baugeschichte der Kirche in der Altstadt an (69–



Abb. 1 Brandenburg an der Havel, ehem. Klosterkirche St. Johannes, Ansicht nach 1945 (Stadt Brandenburg, Untere Denkmalschutzbehörde, Foto: Katrin Witt)

105). Ein wichtiges Ergebnis der beiden Beiträge ist auch die plausible Einordnung in die Geschichte der mittelalterlichen Sakralarchitektur der Mark Brandenburg, wodurch die Bedeutung der Brandenburger Franziskanerkirche neu untermauert wird. Jutta Brumme und Jana Seeger vom ortsansässigen Restaurierungsatelier ergänzen dies mit einem Beitrag zu Fragen der Restaurierung in den Jahren 2013–15 (106–115). Susanne Nitsch schließlich berichtet ausführlich über die bei dieser Gelegenheit durchgeführten Restaurierungen (116–130), die zu Befunden in den Chornischen der Kirche mit der Entdeckung einer polychromen Ausmalung aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts führten, welche als Ruine überliefert und in dieser Form gesichert worden ist.

Ergänzt werden diese Darlegungen durch einen Blick auf die engere Gemeindegeschichte, bis in die Gegenwart vorgestellt von deren ehemaligem Pfarrer Ulrich Barniske (30–39) mit der Nutzungsgeschichte durch die evangelisch-reformierte Gemeinde. Erst nach 1613, mit dem Übertritt des Herrscherhauses zur reformierten Lehre, war diese Nutzung in Brandenburg möglich geworden. Dann erfolgte der Zuzug nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes. Der erste französische Gottesdienst wurde 1687 begangen, dann durch alle kirchenpolitischen Änderungen hindurch bis in die Gegenwart. Der Autor schildert auch die Folgen der Kriegszerstörungen am 31.3.1945. Auf die DDR-Zeit geht er ebenfalls ein, bis zur Sperrung des Baues wegen Lebensgefahr. Erst am 31. März 2010 fanden wieder Gottesdienste im noch offenen Schiff, schließlich ab 2016 im nun restaurierten Raum statt.

DIE OFFENE WUNDE – WEGE DER RETTUNG

Die Gesamtheit aller Arbeitsergebnisse findet sich schließlich zusammengefasst in zwei Beiträgen, denen die „Philosophie“ des Umganges mit der denkmalpflegerischen Gesamtaufgabe zu entnehmen ist. Zunächst sei der resumierende Beitrag von Roland Schneider (f) bedacht, der über lange

Zeit als zuständiger Denkmalpfleger das Projekt betreut hat und dessen Andenken der ganze Band gewidmet ist. Schneider schildert (147–160) die komplizierten bautechnischen Maßnahmen. Nachdem lange Zeit der Abbruch der Kirche vorgesehen war, brachte erst die Wende von 1989/90 die Sicherung. Das Anbringen eines Ringankers und von Zerrbalken zur Sicherung der labilen Substanz war der erste Schritt. Den entscheidenden Impuls gab dann erst die Bundesgartenschau 2015 für die Havelstädte durch eine plausible ephemere Nutzung mit Optionen für die Zukunft. Von 2008 bis 2015 dauerten die neuen Aktivitäten zur endgültigen Baumaßnahme, mit dem Mut zu zeitgenössischer Formensprache.

Die Vorgaben des hierzu ausgeschriebenen Architekturwettbewerbes waren eindeutig. Das Ziel lautete: gestaltete Ruine mit geschlossenem Innenraum. So entwarf man für die offene Westseite östlich des verlorenen ersten Joches eine gläserne Wand. Die Abbruchkante, also die größte Wunde der Ruine, wurde belassen. Die gläserne Westseite mit einer sehr leichten Empore bekam eine moderne Einteilung, die einen interessanten Material- und Formdialog mit dem Backsteinbau darstellt. Ein neues Dach im historischen Umriss, mit offenem Dachstuhl in modernen Formen im höchst komplizierten historischen Kontext fügte sich ein. Zurückhaltende Reparaturen an den alten Mauerflächen gaben einen ruhigen Eindruck, bei den Fensterformen auf unterschiedliche Weise die Ruinensituation berücksichtigend. Die Strebe- Pfeiler hatten schon im 16. Jahrhundert verstärkt werden müssen, ebenso im 19. Jahrhundert, wegen des sumpfigen Untergrundes. Diese Situation wurde daher neu ertüchtigt mit neuen Tiefengründungen. Der Innenraum behielt seine ruinöse Flächenstruktur, schon wegen der vielen unterschiedlichen Malereireste. Sorgfältig wurde der nördliche Anbau restauriert, der am vollständigsten erhalten war. Das Umfeld am Havelufer, schon früher gänzlich verändert, wurde neu angelegt, mit einer attraktiven Ufergestaltung. So wurde der Bau wieder ideal in die Stadtlandschaft eingebunden und die Kirche stadträumlich erneut dominant sichtbar.

Eine vertiefende Zusammenfassung bieten schließlich Sandra Nehiba und Alexander Wesel, schon im Titel „Ikonographie eines Fragmentes“ den Kern der Maßnahme aufgreifend (131–146). Sie schildern nochmals den Planungsprozess durch das Büro Dr. Krekeler von 2010 bis 2014, erst die Ausgangssituation, dann das Konzept. Oberstes Prinzip bei den Ruinenteilten war es, sie rein konservatorisch zu behandeln, sodann nach

der Sicherung die Benutzbarkeit in zeitgenössischen Formen und eigenständigem Material zu erstellen, schließlich, sie in die Stadtsilhouette einzubinden. Dadurch entstand eine enorme Spannung im Gebäude mit seinen aus verschiedenen Epochen stammenden Teilen. Schließlich brachte auch das Dach ein neues Element, jedoch unter Aufnahme der historischen Silhouette. Von ferne über den Fluss gesehen wirkt die Kirche sogar wie

intakt. Das Fragmentarische äußert sich erst bei der Annäherung. Am stärksten ist die Wirkung des Zeitgenössischen im Dialog mit den ruinösen Mauerkanten und der teilweise nach innen geneigten Glasfassade an der Westseite (Abb. 3 und 4). Vor der Westwand entstand dadurch eine Art Vorraum, in dem der Bruch sichtbar blieb. Verlorenes wurde nicht ergänzt, sondern der *status quo* gleichsam in Szene gesetzt. Intakt geblieben ist hingegen nach der Restaurierung die Nordkapelle mit der Sakristei. Der Bau dient nun wieder der reformierten Gemeinde als Gotteshaus, wird aber auch für Veranstaltungen und Ausstellungen genutzt, z. B. bei der genannten Bun-



Abb. 2 Brandenburg an der Havel, ehem. Klosterkirche St. Johannis, Ansicht nach 1945 (Foto: Brandenburgisches Landesamt für Denkmalpflege und Archäologisches Landesmuseum, Privatsammlung Pfarrer Ulrich Barniske)

desgartenschau. Zur Wirkung tragen auch die Außenanlagen bei, die die restlichen Spuren der Geschichte aufnehmen.

Der Mut zu dieser architektonischen Lösung verdient Beachtung. Diese Rettung und Reaktivierung vorzustellen, ist über den Ort hinaus ein willkommener Anlass zu einer Gegenüberstellung zur heute oft in Form von Glaubenskriegen geführten Debatte über denkmalpflegerische Grundsatzfragen. Denn nicht jede Spur eines historischen Ereignisses, positiv oder negativ konnotiert, lässt sich als Zeugnis konservieren. Es wäre, um es mit Friedrich Nietzsche zu sagen, das „rastlose Zusammenscharren alles einmal Dagewesenen“. Und nicht jede Rekonstruktion verlorener Bauten oder Bauteile ist eine Sünde oder Geschichtsfälschung. Im kleinen Maßstab kann man die offene Unmittelbarkeit des ehrlichen Umganges mit Ruinösen, Beschädigtem, Verlorenem an zwei kleinen Kirchenbauten im Brandenburgischen sehen, eher abgelegen, eher bescheiden, aber auch eine Herausforderung. Sie stehen dort, wo durch die späten Ereignisse des Zweiten Weltkrieges viele Kirchen erheblich beschädigt oder gar zerstört wurden, weniger durch Luftesätze als durch Kampfesätze bei der Eroberung durch die Rote Armee zur Einkesselung Berlins. Manche von ihnen wurden ruinös belassen. Andere wurden behutsam instandgesetzt, sind aber aufgrund ihrer Abgelegenheit wenig bekannt. Da ist z. B. die kleine Gedächtniskirche in Rosow in der Uckermark, bei welcher der im Krieg zerstörte Turmaufbau nicht wieder exakt rekonstruiert wurde, sondern als Silhouette in einem durchsichtigen Gestänge die alte Form evoziert. Ein anderes Vorgehen zeigt der Umgang mit dem Turm der sanierten Kirchenruine von Podelzig (Märkisch Oderland): Nach schweren Kriegsschäden wurde hier der breite westliche Backsteinturm in ähnlichem, aber deutlich abgesetztem Material, also in klar ablesbar zeitgenössischer Weise wieder aufgehöhht, gleichsam dem Prinzip materieller *concinnitas* folgend. Schließlich wäre noch das besser bekannte Beispiel der Wismarer Georgenkirche zu nennen (vgl. Werner Timm, *St. Georgen zu Wismar: Die größte deutsche Kirchenruine*, Regensburg 1991).

RET TEN UND WEITERBAUEN

Blickt man gleichsam eine Stufe höher zu den in der Öffentlichkeit bekannteren denkmalpflegerischen Entscheidungen und ihrer Diskussion nach Zerstörung oder Beeinträchtigung, so wird der Reigen der zitierbaren Beispiele größer. Aus der Fülle von Entscheidungsfällen nenne ich nur vier, bei deren Auswahl sicher auch persönliche Empathie eine Rolle spielt: Da ist z. B. eine gelungene Neuinterpretation aus dem Jahre 1998 auf der Willibaldsburg in Eichstätt hervorzuheben. Dort hatte vor 400 Jahren der Fürstbischof Johann Conrad von Gemmingen (1561–1612) den einst berühmten „Hortus Eystettensis“ angelegt, dessen Aussehen durch die noch heute beliebte Kupferstich-Serie des Basilius Besler von 1613 weit verbreitet war. Dem häufig geäußerten Wunsch nach dinglicher Verortung im Bereich der neu restaurierten Burg konnte mangels genauer Kenntnis der historischen Lage im Burgkomplex nicht entsprochen werden. So war es schließlich ein so kühner wie überzeugender Schritt der zuständigen Schloss- und Gartenverwaltung, unter Bezug auf die Systematik der Buchpublikation den „Hortus“ auf den bisher leeren Bastionsgärten mit Neupflanzungen zu inszenieren, gleichsam das berühmte Buch und damit dessen bedeutenden pflanzlichen Gegenstand räumlich aufblättern – eine von der Öffentlichkeit begeistert aufgenommene Bereicherung des Burgbereiches und Ergänzung der auf der Burg gezeigten landschaftsbezogenen prähistorischen Sammlungen.

Ein zweites Beispiel für höchste Akribie in Verbindung mit wagemutiger Phantasie zur Rettung eines gefährdeten Kunstwerkes war die Einbindung der geborgenen Reste des für Lienhard III. Hirsvogel 1534 errichteten „Hirsvogelsaales“ am Rande der Nürnberger Altstadt. Nach dem Bombenangriff vom 2. Januar 1945 war von dem von Peter Flötner erbauten Fest- und Gartensaal mit seinem Deckenbild des Georg Pencz nur wenig übrig geblieben. Die erhaltenen Leinwandtafeln hatten danach im Fembo-Haus eine ephemere Bleibe gefunden. Erst die mutige Entscheidung, auf dem hinter dem benachbarten ehemaligen sog. Tucherschlosschen aufsteigenden Gelände ein

neues Gehäuse für den Saal in vollem historischen Volumen zu errichten, ermöglichte die Präsentation des Pencz-Gemäldes *Sturz des Phaeton* im Jahre 2000. Mit Zugeständnissen an die neue öffentli-

che Nutzung, vor allem aber auch mit akribischen Restaurierungen, mitunter auch Rekonstruktionen und Nachbildungen bzw. der Präsentation ruinös erhaltener Bestandteile konnte das histori-

sche renaissancezeitliche Raumerlebnis wiedergewonnen werden (vgl. *Arbeitshefte des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege*, Bd. 113, München 2004; vgl. auch Katrin Dyballa, *Georg Pencz. Künstler zu Nürnberg*, Berlin 2014 und die Rez. von Sebastian Schmidt in: *Kunstchronik* 69/12, 2016, 599ff.).

Dieses hier kurz rekapitulierte Beispiel soll ein Blick nach Lübeck ergänzen, auf das sog. Buddenbrook-Haus, Mengstraße 4, weltbekannt als Wohnhaus der Kaufmannsfamilie Mann. Es wurde am Palmsonntag 1942 wie weite Teile der Innenstadt durch Bomben zerstört. Einzig die Fassade und die Keller Räume blieben erhalten. Später war es Sitz der musealen Erinnerung der Stadt an ihren großen Sohn. Nach gründlichen Untersuchungen eröffnete das



Abb. 3 Brandenburg an der Havel, ehem. Klosterkirche St. Johannis, Hauptschiff, neue Westfassade, Aufnahme 2015 (Foto: Stephan Melchior)

Heinrich- und Thomas-Mann-Zentrum hier am 6. Juni 2000 eine neue Dauerausstellung, die ausschließlich dem berühmten Roman gewidmet war, am authentischen Ort zwar, aber nichts rekonstruierend, sondern mit Exponaten die Lebenswelt der Romanfamilie veranschaulichend – eine kongeniale, zeitgemäße Antwort auf den fragmentarischen Zustand des Bauwerks, seinen geistigen Inhalt denkmalhaft zu präsentieren.

Nicht minder überzeugend war schließlich auch die Rückgewinnung der Gestalt des gotischen Bibliothekssaales der Staats- und Universitätsbibliothek der Georg-August-Universität Göttingen. Wer den hohen gewölbten Raum der sog. Paulinerkirche von der Zeit um 1962 als nüchternen, leeren Hörsaal kannte, der kann nun nach der vorbildlichen Sanierung 2000/06, wesentlich an-

gestoßen durch den damaligen Bibliotheksdirektor Elmar Mittler, jenen Eindruck wieder wahrnehmen, den er einst durch die z. T. neugotische Ausstattung nach Ideen Friedrich Weinbrenners als sog. „Historischer Saal“ hatte, mit Bücherregalen, Emporen, Abgüssen antiker Statuen bzw. Gelehrtenbüsten. All dies war später durch Nutzungsänderungen verlorengegangen. Heute dient der Saal in seiner der historischen Form und Raumstruktur angenäherten Ausgestaltung als Ausstellungsraum und Vortragssaal.

So ist auch der Fall der Brandenburger Kirche einer von vielen ähnlichen. Hier zeigt sich ein Vorgehen mit Erfolg, das in der öffentlichen Meinung zugunsten der Rekonstruktionsdebatte eher



Abb. 4 Brandenburg an der Havel, ehem. Klosterkirche St. Johannes, Blick von Westen mit neuer Glasfassade, Aufnahme 2015 (Foto: Stephan Melchior)

peripher gewürdigt wird bzw. sogar auf Widerstand und Kritik stoßen kann. Solche Beispiele sind geeignet, auch bei aktuellen heutigen Aufgaben als Bezugspunkte zu dienen. Aus den aktuellen Brandereignissen, die historische Altstadtanlagen, Schlösser, Baudenkmale und Denkmalgruppen getroffen haben, seien nur die folgenden herausgegriffen, da bei ihnen Entscheidungen zu treffen oder Zielfindungen im Gange sind, wie bei der Kirche St. Martha in Nürnberg (2013/14), jüngst am Rathaus zu Dillingen (27. Juli 2017) bzw. am Rathaus zu Straubing (25. November 2016).

OFFENE KIRCHEN?

Die Johanniskirche in Brandenburg ist aber auch ein mahnendes Beispiel für den zunehmenden Funktionswandel von Kirchen bzw. Klosterbauten, da deren historische Kontinuitäten – oft schon mit der Reformation – sich verändert haben. Die Selbstverständlichkeit ihrer Fortnutzung, auch nach Schadensfällen, Wiederaufbau und Restaurierungen und damit die Wahrung der Kontinuität ist an vielen Orten mehr und mehr verlorengegangen. Kaum eine der großen, aber auch der kleineren Kirchen in ganz Deutschland kommt heute ohne neue Nutzungsmischungen, ohne Berücksichtigung zusätzlicher Funktionen aus. Im Falle der Jo-

hanniskirche in Brandenburg ist sogar die ephemere Nutzung im Rahmen der Bundesgartenschau der entscheidende Auslöser für den Einsatz öffentlicher Fördermittel gewesen, und auch für die künftige Nutzung ist eine Reihe ergänzender, aber kompatibler kultureller Nutzungen vorgesehen und eingeplant.

Trotz vieler erfolgreicher Sanierungen wird es schließlich die Frage sein, wer künftig überhaupt noch die Kirchen besucht, außer allenfalls zur touristischen Besichtigung. Dies war Thema des 24. Denkmaltages des Landes Brandenburg (publiziert in der Zeitschrift *Brandenburgische Denkmalpflege* 2016/17). Nicht überall können Kommunen oder Fördervereine helfend einspringen, wenn an manchen Orten als Folge der zunehmenden Säkularisierung der Gesellschaft kein Bedarf mehr an einem Kirchenraum besteht. Es gilt also, in Zusammenarbeit mit den Kirchen, den Landesämtern für Denkmalpflege, den Kirchlichen Bauämtern sowie den engagierten Förderkreisen langfristige Konzepte zu erarbeiten.

PROF. DR. MANFRED F. FISCHER
Pfahlpfützen 1, 96049 Bamberg

BEI DER REDAKTION EINGEGANGENE NEUERSCHEINUNGEN

Florian Knauß: **Die Kunst der Antike**. Meisterwerke der Münchner Antikensammlung. München, Verlag C.H. Beck 2017. 288 S., 214 meist farb. Abb. ISBN 978-3-406-71175-6.

Susanne Knuth: **Christian Rohlf's 1849–1938**. Fall der Fälle. Rostocks Klassische Moderne: „Entartete Kunst“ aus dem Nachlass des Kunsthändlers Bernhard A. Bömer. Ausst.kat. Kulturhistorisches Museum Rostock 2017. Rostock, Hansestadt Rostock 2017. 102 S., zahlr. meist farb. Abb.

Felix Krämer: **Claude Monet**. (Beck Wissen 2517). München, Verlag C.H. Beck 2017. 120 S., 49 teils farb. Abb. ISBN 978-3-406-70642-4.

Peter Kropmanns: **Paris**. (Reclams Städteführer, Architektur und Kunst, 19426). Stuttgart, Reclam

Verlag 2017. 232 S., 26 Farbabb., Karten. ISBN 978-3-15-019426-3.

Lexikon der Revolutions-Ikonomie in der europäischen Druckgraphik (1789–1889). Hg. Rolf Reichardt. Mitarb. Wolfgang Cilleßen, Jasmin Hähn, Moritz F. Jäger, Martin Miersch, Fabian Stein. 3 Teilbände. Münster, Rhema Verlag 2017. Zs. 2204 S., zahlr. Farb- und s/w Abb. ISBN 978-3-86887-041-1.

Carl Lohse. Kraftfelder. Die Bilder 1919/21. Ausst.kat. Ernst Barlach Haus Hamburg 2017. Hg. Karsten Müller. Dresden, Sandstein Verlag